ELFENBEIN-SCHNITZEREI.

Ein Beruf, dem sich das weibliche Geschlecht in letzter Zeit mit regem Eifer, und, falls es richtig begonnen wurde, auch mit gutem Erfolge widmet, ist das Kunstgewerbe. Es entspricht auch durchaus dem weiblichen Charakter, die ganze menschliche Lebensgestaltung mit Schönheit zu durchdringen; lag es doch zu allen Zeiten im Wesen der Frau, das Heim zu schmücken und behaglich zu gestalten. Neben der Befriedigung künstlerischer Neigungen kann das Kunstgewerbe aber auch einen durchaus lohnenden Broderwerb darstellen, wenn sich Geschmack, Ausdauer und eine sachgemäße Ausbildung vereinigen.

Das Kunstgewerbe ist nicht etwa ein einheitlicher, zusammenhängender Beruf, wie vielfach angenommen wird, sondern es theilt sich in eine große Reihe einzelner Berufszweige, von deren Existenz der Laie meistens wenig unterrichtet ist. Eine bisher von Frauen noch nicht berufsmäßig ausgeübte Kunstfertigkeit ist die Elfenbeinschnitzerei; immerhin hat eine Anzahl von Damen bereits den Beweis erbracht, daß die künstlerische Bearbeitung des Elfenbeins wohl für Frauenhände geeignet ist.

Die Elfenbeinschnitzerei ist eine der edelsten kunsthandwerklichen Fertigkeiten. Wo immer man besondere Pracht und Kostbarkeit entfalten wollte, würde diese Kunst hinzugezogen. In poetischen Werken aller Zeiten wird sie gefeiert: den berühmten Thron des Königs Salomo erwähnt das alte Testament, Homer beschreibt die Verwendung von Elfenbein zum Schmuck der Waffen seiner Helden, und wer kennt nicht das Lied von der Leier aus Gold und Elfenbein, die verzaubert im tiefen Rheine liegt, auf den Sänger der Zukunft wartend, der sie heraufholt aus tiefem Grunde!

Schon aus der Steinzeit sind uns Nadeln aus Elfenbein erhalten, ebenso in Mammutzähne eingeritzte Zeichnungen von Renthieren. Auch die Pfahlbauten haben nachweislich schon Elfenbeinschnitzereien enthalten. Das durch den warmen Ton wie durch seine plastische Eigenschaft ausgezeichnete Elfenbein wurde schon in frühester Zeit mit Vorliebe in der Kleinkunst verwendet. Aegyptische und assyrische Reliefs zeigen besiegte Aethiopier, die Elephantenzähne als Tribut bringen. Die alten Aegypter bearbeiteten das kostbare Material mit hervorragender Fertigkeit. Allerlei Zierrath und Geräthe, kleine Büchsen, Nadeln, Toilettengegenstände, aber auch Statuetten und andere figürliche Arbeiten sind in Aegypten und Mesopotamien gefunden worden und reichen bis in das 11. Jahrhundert v. Chr. zurück. Die gewaltigen Götzenbilder aus Gold und Elfenbein aus dem Reiche der Sonne sind allgemein bekannt, ebenso die wundervollen japanischen Arbeiten. Elfenbeinarbeiten aus dem griechischen und römischen Alterthum sind nachweisbar so gut wie gar nicht erhalten. Mit der Zeit Konstantins des Großen (306 bis 337) begannen als die ältesten Denkmale die sogenannten Konsulardiptychen, in Bildschnitzerei hergestellte Platten, die auf ihren äußeren Seiten die Darstellung der Konsuln nebst anderen Szenen, zum Beispiel öffentliche Spiele und Kämpfe, zeigen, auf den inneren aber, mit Wachs überzogen, zum Schreiben als Notizbücher dienten. Die byzantinischen Elfenbeinarbeiten zeichnen sich durch vollendete Technik sowie durch zierliche und lebensvolle Darstellung aus; das prachtvollste derartige Elfenbeinwerk, das erhalten ist, ist der um das Jahr 550 entstandene Sessel des Bischofs Maximilianus in der Sakristei des Doms zu Ravenna. Er ist ganz mit Elfenbeinschnitzereien bedeckt; die Seitenlehnen zeigen die Geschichte Josephs; vorn ist Johannes der Täufer mit den vier Evangelisten zu beiden Seiten dargestellt; das übrige füllen Rankenfriese mit Löwen, Hirschen u. a. Die christliche Kunst des Mittelalters hat uns Kruzifixe, Haus- und Reisealtäre, Bischofsstäbe bescheert. Die Zeit des Rokoko ließ es sich nicht nehmen, das bis in die größten Feinheiten ausdrucksfähige Material zu köstlich graziösen Figürchen, zu Schmuckkästen, Fächern und Lorgnetten zu verwenden. In Deutschland, z. B. in Augsburg und Nürnberg, entstanden die vielen geschnitzten Trinkhörner und Bierhumpen mit figürlichen Darstellungen, die heute noch von Elfenbeinschnitzern kopirt werden.

In neuerer Zeit ist die Kunst des Elfenbeinschnitzens sehr vernachlässigt worden, so daß tüchtige Künstler außerordentlich selten sind. Selbst der enorme Aufschwung des Kunsthandwerks, der so viele verloren gegangene Techniken zu neuem Leben weckte, ist an dieser Kunst vorübergegangen.

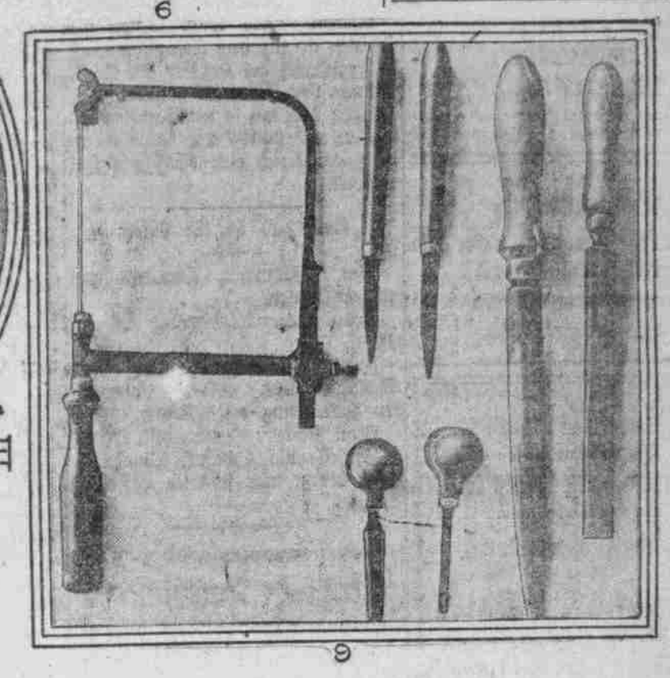
2

3

4

7

8



9

10

1. Schirmgriff und Peitschaft aus Elfenbein. — 2. Das Herausmeißeln einer figürlichen Arbeit. — 3. Das Aussägen für durchbrochene Arbeit. — 4. Uhr aus Elfenbein und Ebenholz. — 5. Papiermesser. — 6. Geschnitzter Serviettenring. — 7. Broche aus Elfenbein mit eingelegten Perlmutterstücken und Perlenanhängern. — 8. Das Schnitzen mit dem Stichel. — 9. Komplettes Werkzeug der Elfenbeinschnitzerei: Laubsäge, Schaber, Stichel und Feilen. — 10. Werdegang einer Elfenbeinschnitzerei in vier Stadien ihrer Entstehung.

Das echte Elfenbein liefern nur die Stoßzähne des männlichen Elephanten. Sie sind durchschnittlich 45—60 Zoll lang und wiegen bis zu 180 Pfund. Da bei jüngeren Thieren die Zähne fast bis zur Spitze hohl sind und sich erst in späterem Alter füllen, sind die Zähne ausgewachsener Elephanten besonders geschätzt. Man unterscheidet zwischen weißem und gelbem Elfenbein; auch das weiße vergilbt indessen sehr leicht unter dem Einfluß der Luft und kann dann wieder gebleicht werden, indem man es den Sonnenstrahlen aussetzt. Gelbes Elfenbein wird weiß unter einer Behandlung mit Wasserstoffsuperoxyd. Das meiste Elfenbein kommt nicht aus Asien, sondern aus Afrika zu uns; die jährliche Ausfuhr beträgt etwa 900,000 Kilogramm, wovon eine halbe Million nach London, der Rest nach Antwerpen geht, um in den Docks in Auktionen versteigert zu werden. Da das Kilo einen Preis von etwa 5 Dollars erzielt, entspricht die Jahresausbeute an Elfenbein einer Summe von 4½ Millionen Dollars. Davon verbraucht Großbritannien 29 Prozent, Indien, Amerika und Deutschland je 18 und Frankreich 14 Prozent.

Ein großer Theil des in den Handel gebrachten Materials, das sogenannte fossile oder gegrabene Elfenbein, stammt aber von ausgegrabenen Elephantenarten, dem Mammut und Mastodon, und wird besonders in Sibirien gefunden; es ist härter und von weniger zarter Farbe als das in unseren Tagen erbeutete. Sehr viel wird auch ein Material verarbeitet, das, zu Unrecht Elfenbein genannt, den wuchtigen Backzähnen des Elephanten, aber auch denen des Nilpferdes und Walrosses entstammt.

Das Werkzeug zur Elfenbeinschnitzerei ist ein sehr einfaches. Für den Anfang genügen zwei Stichel, zwei Schaber, eine Laubsäge und einige Feilen. Der Anschaffungspreis des kompletten Werkzeuges dürfte etwa 10 Mark betragen.

Als Vorkenntnisse sind, wie bei allen künstlerischen Fertigkeiten, Zeichnen und Modelliren erforderlich. Wer die Formen, die er schnitzen will, völlig beherrscht, bedarf naturgemäß nur der Aneignung der handwerklichen Fähigkeiten, die man je nach persönlicher Geschicklichkeit in mehr oder weniger Zeit erlernt.

Der Entstehungsgang einer Elfenbeinschnitzerei ist in No. 10 zu verfolgen. Aus dem rohen Zahn wird zuerst mittels einer gewöhnlichen Tischlersäge das für die anzufertigende Arbeit erforderliche Stück herausgeschnitten und mit Hilfe der Feile sauber bearbeitet; alsdann wird der Kopf aufgezeichnet. Mit Siegellack befestigt man nun die Platte, um sie sicherer in der Hand halten und bearbeiten zu können. Elfenbein-Handlungen liefern auf Wunsch auch die fertig zugeschnittenen Platten. Nachdem der Kopf mit Bleistift auf die Platte gezeichnet ist, schneidet man vorsichtig mit dem Flachstichel den Grund heraus. Darauf folgt, ebenfalls mit dem Stichel, die Anlage in gröberen Maßen. Nunmehr bedient man sich des Schabers, um die feinere Detaillirung hineinzubringen. Zum Schluß wird die Arbeit mit pulverisirtem Bimsstein und Wasser mittels einer scharfen Bürste geschliffen und, falls angebracht, mit Aquarellfarbe abgetönt. Durchbrochene Arbeiten, wie das Falzmesser No. 5, werden nach dem Aufzeichnen zuerst mit der Laubsäge ausgeschnitten und dann mit Stichel und Schaber bearbeitet.

Da die Elfenbeinschnitzerei sich ohne jede maschinelle Einrichtung, die allerdings für gewisse Vorarbeiten auch schon existirt, ausüben läßt, da wenig Werkzeug und wenig Raum dazu erforderlich sind, da die Arbeit selbst eine sehr saubere und angenehme ist, und da endlich schöne Elfenbeinschnitzereien in neuerer Zeit sehr gesucht und gut bezahlt werden, erscheint mir die Ausübung dieser Kunst als Frauenerwerb wohl aussichtsreich. Von der heutigen Kleinkunst ist ja die Elfenbeinschnitzerei mannigfach wieder versucht worden, meist aber nur zu kleinen und billigen landeseigenthümlichen Schmuckartikeln oder zu Fächern u. dergl. Wie bereits erwähnt, widmet sich die Elfenbeinschnitzerei in manchen Orten, z. B. in Nürnberg, Geislingen und in Erbach im Odenwald, der Nachahmung älterer Werke. Dagegen hat sie in Indien und besonders in China sich eine hohe Blüthe bewahrt. Die chinesischen Arbeiten, Kästchen, Fächer und viele andere Dinge, sind ebenso vollendet fein wie zahlreich. Zu Mustern meisterhafter Kunstfertigkeit erheben sich jedoch die Elfenbeinschnitzereien Japans, die an künstlerischem Werth sogar das meiste von dem übertreffen, was Europa auf diesem Gebiete schuf, und auf dem internationalen Markte ungeheure Preise erzielen.

Wer also die Kunst der Elfenbeinschnitzerei aus künstlerischer Neigung ausüben will, wird sich sicherlich eine große Quelle des Genusses erschließen; für solche Damen aber, die sich dieser Kunst als ernstem Lebensberuf widmen, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß männliche Lehrlinge 3 bis 4 Jahre zu ihrer Ausbildung brauchen, daß also Damen, auch wenn sie im allgemeinen die Lehrzeit mit mehr Intelligenz und Vorkenntnissen beginnen, nicht in wenigen Monaten Meister dieses Faches sein können. Nur wenn die Frauen durch die gleiche fachmännische und künstlerische Ausbildung die gleichen Fähigkeiten erlangt haben, können sie auch die gleichen Ansprüche stellen. Bei gleichen Leistungen wird aber nicht nur die Arbeit selbst sie befriedigen, sondern sie werden auch klingenden Lohn für ihre Arbeit ernten.

Meiner Mutter Haus.

(Den deutschen Frauen!)

Von **Hanns Heinz Ewers.**

Meine Mutter ist eine alte Frau,
Fünfundsiebzig wohl, oder mehr noch,
(Sie sagt es nicht gern).
Meine Mutter ist eine deutsche Frau,
Ist nur eine von so vielen Millionen — —

Meiner Mutter Haus steht am Rhein,
Ist ein frohes Haus und ein freies Haus,
Ist ein Künstlerhaus,
Das von Lachen scholl
Wohl ein halbes Jahrhundert lang.

Nun machte die Mutter
Daraus ein Krankenhaus — —
Sechzehn Betten gab sie, und in jedem
Liegt ein Soldat.

Meine alte Mutter schreibt:
„In deinem Arbeitszimmer,
Mitten in deinen Schätzen,
Die du herholtest aus aller Welt,
Zwischen Bronzen aus China
Und den Südseegötzen,
Zwischen deinen Buddah's,
Den Schiwa's und Krischna's,
Liegt ein blutjunger Bursch —
Frisch vom Gymnasium kam er,
Achtzehn alt.
— Aber er sieht nichts von allen deinen Herrlichkeiten:
Sie stachen ihm beide Augen aus,
In Loucin bei Lüttich.

„In deinem indischen Zimmer
Liegt ein Sergeant.
Der lacht heute und spielt frohgelaunt
Mit all deinen kleinen Elephanten.
Er sagt immer: „Bald bin ich zurück im Feld!"
— Er liegt ganz fest in seinen Binden:
Sie schnitten ihm vorgestern
Beide Beine ab.
— Und er weiß es nicht.

„Im Zimmer, wo meine lieben Holländer hängen,
Die Teniers und Ostade, die Koekoek und Verboekhoeven,
Da liegt mit zerschmettertem Arm
Ein Dragonerleutnant.
Er versteht nichts von den Bildern und mag sie nicht —
Da hab ich ihm gestern
Ein Kaiserbild gekauft und übers Bett gehängt — —
— Du glaubst es gar nicht, wie er sich freute!

„Der nebenan, wo deine Väter hängen,
Großväter und Großmütter —
Ist ein Gardekapitän.
Er ist wie sein Leintuch so bleich,
Und er schläft zumeist,
Viel Blut verlor er.
Doch wenn er wach ist, schaut er die Bilder an
Und spricht: „Der da war wohl schon
Siebzig dabei, bei Sedan!"
Und der bei Großgörschen vor hundert Jahr,
Und der Alte da, der mit dem Zopf,
Der war bei Leuthen!"

„Im Balkonzimmer (dem zur linken Hand)
Liegt ein anderer Leutnant. Der ließ sein Bett
Dicht ans Fenster rücken.
Er spricht nie ein Wort, träumt hinaus
In unsern Garten, und weit in den Klostergarten,
Wo die alten Mönche gehn.
Er hat eine Braut, die war in Paris,
Als der Krieg kam. — Und sie verschwand.
Und er hörte nichts mehr von ihr, garnichts.
„Vielleicht ist sie todt", denkt er. — „Vielleicht —
Vielleicht auch — —" Und dann seufzt er, stöhnt.
„Vielleicht —" Und er küßt ihr Bild.
— — Sie war sehr schön,
Seine arme, deutsche Braut — —

„Im Gartenzimmer liegt ein Rittmeister,
Der schimpft den lieben langen Tag.
Er hat einen Bauchschuß — das thut wohl sehr weh,
Und er merkt's nicht so, wenn er schimpfen kann
Auf die Russen und Japsen und die infamen Engländer.
Wenn ich ihn frage, wie's geht,
Sagt er immer: „Die gottverdammten Ratten
Haben mir ein Loch in den Bauch gefressen!"

„Einer ist da (im kleinen Fremdenzimmer),
Ein Oberleutnant der Zweiundachtziger,
Der hat einen Kopfschuß,
Aber nicht sehr gefährlich.
Der sagte gestern: „Doktor,
Ich hab' fünfzigtausend Mark — —
Ich geb' sie Ihnen, wenn Sie in drei Wochen
Mich zurechtflicken, daß ich zurückkehren kann
Zur Front!" (So denken sie alle.)

„In deinem Schlafzimmer liegt ein Husar,
Der hat neunzehn Wunden, überall, überall!
Vom Schrapnellfeuer!
Sie brachten ihn, bewußtlos, vor vierzehn Tagen.
Er stöhnt sehr und schreit sehr —
Und ist noch nicht einmal aufgewacht
In den vierzehn Tagen.
Aber seine heiße Hand krampft sich
Um sein eisernes Kreuz."
Der Doktor meint: „Wir werden ihn doch
Sicher durchbringen! — Wenn er uns nur nicht
Verhungert!"

„Im Eßzimmer liegen drei,
Ein Pionier und zwei von der Infanterie,
So liebe, blonde Burschen.
Die zwei kommen auch schon durch;
Aber der Pionier
Wird uns wohl sterben,
Weil die Dum-Dum-Wunden
So sehr schwer heilen —"

Von allem schreibt meine Mutter,
Von dem Ulanen im Frühstückszimmer,
Von den zwei Jägern im Herrenzimmer,
Von dem Herrn General,
Der im Staatszimmer liegt —
Von allem schreibt meine alte Mutter —
Nur von sich selbst
Schreibt sie kein kleines Wort.

Meiner Mutter Haus steht am Rhein,
— Ist nun ein Krankenhaus mit sechzehn Krankenbetten,
Und ist doch nur e i n solches Haus,
Von den vielen tausend in Deutschland.

Meine Mutter ist eine alte Frau,
Fünfundsiebzig wohl oder mehr noch —
Meine Mutter ist eine deutsche Frau —
— Und ist doch nur e i n e von so vielen Millionen!

Der Schmerzensschrei einer Engländerin.

Zu einer Mittheilung aus Stettin über englische Grausamkeiten, die nach dem Zeugnis einwandfreier Stettiner Bürger an deutschen Verwundeten verübt worden sind, schreibt eine in Deutschland lebende englische Leserin einen Brief, den die „Voss. Ztg." wiedergiebt, weil er mit erschütternder Eindringlichkeit zeigt, wie auf eine edel und recht empfindende Seele diese schrecklichen Mittheilungen gewirkt haben. Man möchte der Briefschreiberin, in der die Liebe zum Vaterlande schmerzlich mit dem Gefühl für das Recht kämpft, das sie auf Deutschlands Seite weist, wünschen, daß sie recht hätte. Aber die aus Stettin verbreiteten Berichte dortiger Sanitätspersonen lassen leider wenig Hoffnung dafür, daß ein Irrthum vorliegen könnte. Der Brief lautet:

„Ich habe viele Jahre in Deutschland gereist, und lebe nun seit vier Jahren in der Rheinprovinz; ich habe die Kriegswochen mit offenen Augen und schwerem Herzen hier verlebt. Unbegreiflich, ganz unverständlich ist mir, und mit mir Tausenden von meinen Landsleuten, weshalb England nicht neutral geblieben ist. Weshalb muß eine Nation, die hoch stand, mit dem barbarischsten aller Völker zusammengehen? Noch nie ist ein Volk in solch hinterlistiger, gemeiner Weise von seinen Ministern hintergangen worden, und nun wird die ganze Nation für dieses unwürdigste aller je geschlossenen Bündnisse büßen müssen. Noch nie habe ich von einer Liebe meines Volkes zu Frankreich etwas gemerkt, und nun sollen die Engländer Schulter an Schulter mit den Franzosen kämpfen, gegen ein Volk, dem sie durch Jahrhunderte hindurch verwandt sind? Ich lieb mein Mutterland, und ich fühle den Verrath so tief, als wenn meine Mutter mich verrathen hätte.

Nie werde ich die Gastfreundschaft vergessen, die man mir jetzt gewährt, und dankbar bin ich meinen Freunden für ein gutes Wort über die Engländer, sie haben ja auch englische Gastfreundschaft genossen und wissen, daß es auch dort edle Menschen giebt. Den Haß, den tiefen, nie wieder zu vertilgenden Haß gegen England verstehe ich nur zu gut, aber dieser Haß darf nicht noch mehr geschürt werden durch Erzählungen, die ich nicht glauben kann.

Würde man mir in England solche Sachen von Deutschen erzählen, ich würde die Menschen für wahnsinnig erklären, ich sage auch jetzt, es ist unmöglich, daß Engländer solche Scheußlichkeiten begehen können. Nur der furchtbare Haß bringt es fertig, diese Bestialitäten, begangen vielleicht von Franzosen und Belgiern, den Engländern zuzuschieben. England wird durch das unbegreifliche Vorgehen seiner Regierung schwer leiden müssen, mache man die furchtbare Last nicht noch größer, und man sollte sich doch genau überzeugen, von wem solche entsetzliche Scheußlichkeiten begangen sein können, ob überhaupt Engländer in der Nähe waren.

Die Ehre meiner Nation liegt im Staub, aber ich möchte doch dem deutschen Wort in dieser alle Begriffe verwirrenden Zeit mein ganzes Vertrauen geben.

Ich bitte Sie, auch diese Bemerkungen, geschrieben von einer Engländerin, die tief und schwer durch die unwürdige Lage ihres Heimathlandes leidet, aufzunehmen."

— In der südsteirischen Stadt Pettau haben die Versuche des dortigen städtischen Verwalters, Herrn Arbeiter, mit einer von ihm hergestellten Wünschelruthe bisher gute Ergebnisse gehabt. Eine Anzahl von Quellen ist in der sonst wasserarmen Kollos (einem bekannten Weinbaugebiet) festgestellt worden, wodurch eine leichtere Bewirthschaftung der einzelnen Weingärten möglich gemacht wurde. In militärischen Kreisen fanden diese Versuche großes Interesse. Die einzelnen Abtheilungen des Pettauer Pionierbataillons wurden mit Wünschelruthen versehen. Nach eingetroffenen Nachrichten vom Kriegsschauplatz haben die österreichungarischen Pioniere mit der Wünschelruthe bereits gute Resultate erzielt.